DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag	Herausgeber und Schriftleiter	Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a	HERWARTH WALDEN	Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

FÜNFTER JAHRGANG 1915 BERLIN ERSTES UND ZWEITES JANUARHEFT NUMMER 19/20

Inhalt: **Adolf Knoblauch:** Kranz der Heimat / **Adolf Knoblauch**: Die schwarze Fahne / **August Stramm**: Gedichte / **Paul Zech**: Das Vorgesicht / **Ernst Wilhelm Lotz:** Gedichte / **Desider Kosztolányi**: Der Detektiv / **Kurt Heynicke:** Gedichte / **H. W.:** Kunstvorsteher / **Albert Ehrenstein**: Erkenntnis / **Adolf Behne:** Expressionistische Architektur / **Jacoba van Heemskerck**: Stilleben / Originalholzschnitt / **Carl Mense**: Originallinoleumschnitt / **Wachlmeier**: Originallolcumschnitt

Jacoba van Heemskerck: **Stilleben / Originalholzschhitt**

Kranz der Heimat

aus sieben Hymnen:
Wiegengesang / Der Strom / Das Erwachen /
Das Liebeslied / Die Heide / Das Märchen /
Erinnerung

Mein jugendfrischer
In Liebe empfangener
Und freigeborener
Kranz der Jugend
Kranz der Heimat

*

Der Heimat aus dem Hohenliede gesagt:

Ist sie eine Mauer,
So wollen wir ein silbern Bollwerk drauf bauen
Ist sie eine Tür
So wollen wir sie festigen mit Zedernbohlen

*

Wiegengesang

Du rufst mich, Wiesengesang meiner Heimat . . .
Der Vater wirft mir reife Aepfel zu, und die Mutter schließt mich in ihre Arme.
Die Stimmen meiner Brüder rufen mich emsig: wie junge Vögel rufen sie den lieben Gespielen.
Unter grünen Eichen gehen all die Lieben, mit Festgewändern angetan.
Aber ich gehe als Bettler einher, mit Staub bedeckt und trage die Spuren geduldiger Mühen.
Sie erwarten mich still, flüstern mit Einander und betrachten mich mit seltsam glänzenden Augen:
An die Hände fassen mich meine Brüder,
Vater hebt die Wanderbürde von meinem Rücken,
Die Mutter küßt meinen Mund, wendet sich ab und weint . . .

So rufst du mich Wiegengesang —
Abendkühle liebkost die zerrütteten Sinne und trocknet die feuchte Stirne.
Du beginnst wieder mit deiner Zauberflöte
Die Weisen der zarten Kindheit und die lustigen Märchen zu erzählen,
Und die lang versunkenen Bilder deiner Traulichkeit neu zu wecken,
Mit einer Sehnsucht, die weh jubelnd die Arme ausbreitet
Und schluchzend zur Erde sinkt . . .

Seht dies sind meine Eltern:
Mit meiner Pein und meinem Grausen habe ich sie erschreckt,
Doch trotz meiner Häßlichkeit halten sie mich lieb,
Und wenn ich auch dies Teure nicht begreifen mag,
So weiß ich Eines über allem Begreifen,
Sie rufen mich und halten mich lieb,
Und ich darf bei ihnen bleiben dankbar und in Frieden,
Heile Kräfte werden Nahrung bringen
Mit goldenen Eimern in alle Blüten . . .

Der Strom

Auf dem breiten Heimat-Strom fahre ich in mein Jugendland.
Die schweren Lastkähne treiben stromabwärts im roten Abendlicht,
Zum eintönigen schwermütigen Singsang
Rauscht der sachte Wind in den breiten braunen Segeln.
Aus kleinen rotdachigen Städten, den Dörfern mit schmalen Strohgiebeln
Klingen die Schläge des Schmiedgehämmers,
Die dumpfen Donner der Drescher auf vollen Tennen.
Zwischen niedren Deichen fahren wir mit dem strömenden, wolken-beglänzten Wasser,
Ungehinderten Fernblicks über die stillen Marschfluren
Mit ihrem Rauch verborgener Dörfer,
Mit den schmalen großäugigen Pferden
Und den bunten ruhigen Kühen, die ernst an die Ufer des fahrtreichen Stromes treten
Und uns und über uns hinweg die jenseitige Ebene betrachten,
Die fernblauenden Schatten dunkler Hügel,
Von denen nieder die Abendsonne noch einmal
Den Strahlenbecher ihren träumenden Kindern zu heilem Tranke reicht.

Auf der spiegelnden Flut, der makellosen, nahen die Schwäne, irdisch trauliche Boten,
Und fahren über die Tiefe den Lieben Sohn mit vogelleichtem Boot und Silberruf
Aus düsterer Fremde heim in die königlichen Arme der Väter:

Liebeslieder, Mädchenlieder, Märchenlieder, die alten frohen und wehen Lieder,
Die Wellen, die gen den Kahn plätschern,
Silberne Springbrunnen, die zur Wölbung des himmlischen Traumes hinansteigen,
Lieder mit dem zarten Flug der Engel
Mit dem weißen Leib stark inniger Jungfrauen
Geben geduldig waches Geleit ins Jugendland mit trostreichem Spruch . . .

Das Erwachen

Zwischen grauen Säulen im blinkenden Saal
Erwächst der Kranke und lernt in das einsame Dämmer aufzusehen und zu verehren,
Und die Säule, an die er sich lehnt, küßt er manchmal mit Scheu, umarmt sie insgeheim.

Ueber ihm steht der goldhelle Spiegel gespannt, der alle lauteren Dinge verklärt
In des Morgenrotes Kräften fühlt er köstlichen Brand,
Hauchgleich aus des zierdenreichen Alls Quellen strahlend
Bis zum Erlöschen in der Liebe gestirnter Himmel.

Mitten in seinem Toben, im holden Krampf,
Mitten in seinem blinden Weinen hüllt den starren Leib
Das Milde in dem mütterlichen Mantel
Das Mädchen legt Arme, Hände, Mund,
Die weichste Berührung um sein fortgewandtes Haupt.

Ein Zittern steigt über das Grausig Leere,
Ein Farbenbogen ersteht seufzend
Von schimmernden Kerzen in Millionen Händen
Verborgene Tränen durchrinnen den Knaben bis in die geringste Leibesfalte
Aus keusch erbrochenem Herzen entzücken sie die wiedergeborenen Glieder,
Die sich zur Berührung wölben
Mit weitem Atemholen horcht er der neuen klaren Stimme,
Die ihm geläutet wird von Mutter- und Liebes-Macht.
Bang erblickt er in dem Antlitz, das ihn mit zärtlichem Flüstern friedet,
Das Geschenk der großen Weißen Erde, das er empfangen darf.
Er senkt das Knie, beugt das Haupt,
Sie jauchzt still die höchste Kindeslust,
Er drängt in sein schaffendes Leben, welches das Schicksal hämmert
In seiner Herzschläge tollem Gewirr zu Zucht und lehrender Größe:
Sanft sinkt eine volle weiße Blume auf seine Stirn.

Das Liebeslied

Die beiden seligen Kinder flüstert das Mittagslied der Hummel
Auf breiter bunter Heide in wonnigem Traum
Auf dem Edelthron des Hügels blicken sie gen Einander im sonnigen Feuer,
Der Mittagshauch gleitet durch ihr gekostes Haar, um der Lieben nackte Arme.

Ihre Nacktheit sehnt sich nach Umfangenwerden, und sie beugt sich herab
Und legt sich bleich in die Arme des Knaben,
In die gehorsamen Arme, die den reichen Schmuck ihres Magdtums
Mit keuscher Sorgfalt umfangen.
Ueber den nackten Kindern wölbt sich die Liebe
Bestickt von den tausend Sternen der Liebkosungen
Im Einandergeben, im Licht des lieben weißen Leibes.

Die Hummel harft aus dem Allerheiligsten des Liebeskreises in der prangenden Oede:
Eben noch stehn im Abendglühen Beider Arme Paare hochgebogen
Zum edlen Kronreifen in den rosigen Bergen
Doch in der tieferen Dämmerung umschlingen sie sich enger,
Im Aufblick zu sternenreichen Himmelshöhn,
Wo das Liebesgestirn unbeweglich scheint,
Das Bild des Zeugers die Milchstraße überglänzt.

Die Heide

Himmel über meinem Jugendlande,
Den die Gesichte hoffnungslosen Abschiedes, des Nimmerwiedersehens Traurigkeiten drücken,
Graue und flache Last der grenzenlosen Oede,
Ohne Berg und Strom, ohne fruchtbare Flur, ohne Siedler und Hütten und Herden.

In deines fernen Randes grauen müden Dunst
Tauchen die dürren Wachholderbüsche,
Gleich düsteren Menschen, die gebückt deine Last noch ein Weniges schleppen,
Erstarrt, ehe sie deine glühende Anstrengung erfuhren,
Abseits, im Gestrüpp verwurzelt, ehe sie das Opfer bringen durften zu deinen Wonnen.

Geh in die Heide, o Kind mit nacktweiß schmalem Fuß,
Leg dich ins herbe rote Heidmeer, aus Duft und Bienensang und strahlender Sonne entbronnen
Und sprich mit der Heide gleichsam mit einem scheuen, lieben Mädchen.

Du hörst die Heide atmen mit der Grasmücke feinbebendem Leibe,
Du siehst die Heide weinen mit dem Tautropfen der Blumen
Abends von Himmel und Erde in dichter Unschuld,
Du spürst im gleitenden Gang der Käfer
Den sanften kristallischen Sand im schmalen Steige rieseln.
Blau liegt die ferne, weltweite Schranke,
Von der ein Wind zu dir haucht und deinen Mund atemstockend bindet
An die honigströmende Tiefe
In eine Stille von Urbeginn . . .

Das Märchen

Finsternis und Schlaf sinken auf dich, die Erde tut ihre Türen auf

Und du schaust ins Märchenland der Jugend: . . .
Einst bauten tausend Erdmännchen einen funkelnden Palast in deiner Heide,
In dem Rosengarten, der nahe ist jedem Orte auf Erden und dennoch fern von allen Wegen.

Das ist der wundersame, versunkene Rosengarten deiner Jugend
Als du zwischen gläsernen Wänden durch leuchtende Tore schrittest
Und in deinem hellen Herzen Märchenmenschen trugst, Märchenkönige,
Und auf dem Thron in deinem Palast aus durchsichtigen Mauern
Eine Märchenkönigin hobst, welche die Mädchen deiner Heimat
Mit einem Namen der Liebe nannten im Morgenrot,
Da sie die Wassereimer aus den Brunnen hoben.

Also steht es in deinem Märchen:
Lichtvögel schwebten zu Gestirnen durch die festlichen Säle
Rosenhaine hauchten Düfte durch den immerwährenden Tag,
Aus fernen Riesenhörnern wehte in den Hallen sausende Musik,
Kinderscharen liefen die Marmortreppen an den blanken Geländern auf und nieder.
In ihrer allerschönsten Kummer tronte deine Königin,
Mit lustigem Zauber, kluger Anmut,
Mit Weiser Tragender Zärtlichkeit
Flocht sie Blumen, umwand dein Haupt
Und du bogst es tief dem Schmuck.

Erinnerung

Tiefschön wird deine stürmische Seele wenn sie das Liebes-Lied... Märchen-Lied... hört,
Das Unbegrenzte, das über das Vergängliche erhebt,
Das Unvergleichliche auf der klanglosen Erde,
Das Stärkende, da du hinzusinken drohst.

Wenn du in der Mutter Schoß das ausgelittene Herz bettest
Dann wird es dein Auge zu ihrem greisen, unsterblichen Scheites aufrichten:
Es wird dich verlangen nach solcher Ehrfurcht,
Dich dürsten machen nach unendlicher Ruhe der kindlichen Küsse,
Auf den untersten Saum ihres umwallenden Kleides gedrückt,
Nach der Grenzenlosen, Lieben Heimat...

Das Gesicht in den Händen vergraben, auf Knieen,
Empfängst du den wehen, einzigen Ton
Fühlst die Schauer, die dich beugen,
Siehst unwiderstehlich nahen
Heiligen Bildes
Sang der Heimat...
Liebeslied...
Märchenlied...

Ende

Adolf Knoblauch

Die schwarze Fahne

Eine Dichtung

Adolf Knoblauch

Brans Fahnenspruch:
Lasset uns nicht das Gemeinsame Werk beflecken, dies innerliche, übermenschliche Band,
das Werk des Schöpfers.
Wir sind Begeisterte, Erhöhte, welche die heldischen Heere
in das Treffen geleiten mit den reinen, entflammten Gesängen,
voll vom Siege über den Tod.
Wir sind die Krieger des Genius unseres Volkes, seines Geistigen,
Eroberer der strengen und schwierigen Harmonie,
Erkennende ihres neuen Gesetzes von unserem Volke aus.
Die wir Kinder des fortdauernden Werkes sind,
bemühen wir uns nicht, die einstmals geschaffenen Werke zu erhalten,
sondern machen wir den Einsatz mit dem Werk neuer Kunst,
das wir betreuen mögen, ob wir gleich wissen,
daß in dieser Stunde Vielen von den Unsrigen
der Tod nahe ist.

Zur Folgschaft

Wißt, es ist eine Wiedervergeltung, Rache wartet Eurer.

Und wenn Ihr zu Tausenden irgend an einem Orte zusammenkommt in der anderen Welt, so braucht es weiter keinen Teufel — ihr Jagos, ihr werdet euch Teufels genug sein. Gott — Gott bewahre mich vor eurem Garn, vor eurer Gesellschaft und vor eurem Teil in der Ewigkeit. Meine Seele komme nicht in euren Rat und euer Bild sei ein Panzer für meine Brust, daß kein falscher Gedanke hineinfliege.

Der arme Mann in Tokkenburg (1776—1792)

Dachkammer

Bran lehnt unbeweglich am engen Fensterchen, vorm brennenden Himmelblau eines heißen Oktobermorgens. Gleich einem abgesägten finstren Stamm lehnt er vor der Sonne und beschattet sie. Er starrt ohne zu sehen, auf die Kiefern hinab, die ihre spitzen Nadelwirbel bis zur Mansarde hinauftragen, auf die blutroten Weinranken, die zum Dache nisten. Der ganze prangende Ort leuchtet, soweit er sehen kann, im klaren Herbstgold unterm Lichtblau, ein orangenes Meer flutet über die Villen und Straßen. Lichte Eschen glittern, leise, falbe Hängeweiden werden sacht angerührt, Birken heben die ranken lichten Stämme. Fichten richten feierlich stilles Dunkel hoch, gelbe Akazien, roter Ahorn, braune Kastanien ruhen mit bronzenen Kronen. Der Südwind haucht regungslos aus sonnigen Weiten. Die Nebel der verwichenen Nacht sind hinaufgeschritten und haben sich rings am lichtgrünen Himmelsrand zu fernen silberweißen Wolken geschart. Vogelruf zieht ruhevoll über die Dächer hin. Vor dem nahenden Frühzuge klingelt die niedergehende Bahnschranke drunten vom Walde in die Stille auf.

Brans müde Augen sind schwarze Wunden, überreizt von Schlaflosigkeit und heißem Starren eine lange einsame Nacht hindurch, ertragen sie nicht das helle Licht. Er wendet sich wieder der gruftartigen engen Kammer zu, dem heißen kahlen Zufluchtsort, den vom Dachboden nur eine dünne Wand trennt. Die schwarze, riesige Platte des Arbeitstisches ist leer, leer ist das Zimmer des Armen, von ihm aus klafft in die Stube unendliches Zerstörtsein, sein schräger Schatten verfinstert es völlig.

In diese Kammer über den Dächern münden alle Straßen seiner großen Stadt, Freuden, Kämpfe, Sorgen, Erfolg und Verzweiflung, die von ihr kamen, traten schmerzensvoll oder freudig an dies Fensterchen und blickten hin zu ihr, deren Taborstirn nächtlicherweile am Himmel aufschimmerte. Die Irrwege, Herzlosigkeiten, das Unsinnige und Stumpfe, alle Feindschaft, unzählige Gesichte aus dem Leben und der wechselvollen Geschichte von Millionen, kamen zu ihm, traten in diese kleine Bodentür, ließen nicht ab und gingen in seine Mühe ein. Was aus jenen von Zivilisation durchgeglühten Versammlungen, den sozialen Gruppierungen, was aus türmenden Unternehmungen, den heißgequälten Schmieden aus Eisen und Stein in den Straßen ehern aufklirrte, es zog seine Straße, mischte sich mit der verstehenden Herzlinie eines kleinen Mädchenmundes und trat über diese Schwelle der Abseitigkeit, um des lieben Wortes endlich inne zu werden, in dem Jahrtausende des Menschen zur Bindung gelangen.

Wie Bran seine Stadt kennt, die Straßen in Elend und Grauen, Verschollenheit und Suchen, in Nacktheit und Sterben, in Kampf, Glut, Sieg . . . Die stürmenden Lebensadern des großen Herzens . . . Wie Lichtzeichen am Morgen des neuen Tages, der Heerbann von verborgenen Kämpfern im Wogen der Masse, lichtvolle Angesichter, zart gefestigte Gesichtszüge, stolze junge Geberden!

Die Stadt hat Brans Selbst gemeisselt, das Antlitz schartig gemacht, davon die Wangen brennen wie Wunden, davon die Augen so blind und versengt, daß sie auf das eigene trauernd brennende Sterben schauen, auf die verlorene Schlacht des einsamen Kämpfers, mit Sternen = und Blut = Wirbeln in der Höhe. In der Flamme des Wehs, in dieser glockenläutenden frommen Frühe, in dem bitter-starren Krampf, der ihn bannt, wächst Brans Herz unermüdlich aufwärts, wird Unerbittlichkeit, ganz Wissen, ganz Gesang. Befreit tritt er vor die großen Rätselhaften, die Kinder und Denker, deren Liebesflammen er überall weiß und die einander fühlen und wissen. In seiner Ehrfurcht sehnsüchtig reckt er den Arm, um ihn schattend vor die Glut des Angesichts zu legen, jünglingshaft ungeduldig. Geist und Flamme, Leib und Leben im köstlichen Geben zu sein. Und im Schmerz kommt der Sturm und im Sturm das heiße Weinen, welches Leben gebiert.

Nacht

Bran kehrt eines Nacht von einem seltenen Besuch aus Berlin zurück. Lange Stunden freundlichen Zusammenseins schwingen noch nach, starke Worte hat er gesprochen, man hat ihn angegriffen, Erinnerungen, Theorien, Bekennnisglut, dazwischen zerknitterte Redensarten, dumpfe Wirbel von Schauern und Lustgefühl, all das wogt bezaubernd durch die Nacht. Visionen gürten ihn mit Helligkeit und Schärfe, und er spricht die Verse Georges von der „Fülle die fehlt". „alles habend, alles wissend seufzen sie: Karges Leben, Drang und Hunger überall . . ."

Er betritt leise sein Zimmer und ohne Licht zu machen, legt er Mantel und Hut, Bücher und Manuskriptmappe auf das Bett und öffnet das Fenster. Er schaut die Wand des Nebenhauses hinan zum spitz zugehenden Dachrand mit der Rinne voll gefrorenen Schnee. Mit einem Mal beginnt die graue weiche Finsternis droben lautlos und dicht mit Schneeflocken sich auszufüllen und still und weit das Dach, die Fenster und die Straßen drunten zu berieseln und das Dutzend rosa kalter elektrischer Lichtgloben im Park des großen Sanatoriums auf der anderen Seite der Straße mit rötlichem Flor zu verhüllen. Der Strahl einer Gaslaterne dringt scharf in Brans Zimmer, vom Parkeingang kommt lautes Gespräch, überlaut in der hüllenden Stille, bis schließlich mit dem sich entfernenden Rollen eines Wagens alles milde und gedämpft wird; ein sanftes Leuchten, ein leises Singen ersteht rings drunten, vom Fallen des dichten Schnees unter dem zerknitterten Geäst der Bäume und Sträucher.

Ein anderes Geräusch ersteht aber und dringt aus dem stillen Haus, ohne sich mit dem des fallen-

den Schnees vermischen zu können. Das Schluchzen eines Kindes geht hilflos in den Zimmern, in der Nacht voll weihnachtlichen Friedens unter; es scheint zu verloren zu sein, als daß sich eine erbarmende Stimme seiner annehmen könnte, zu enttäuscht und verzweifelt, als daß es je gestillt und eigeschläfert werden könnte. Es ist zu leise und doch allzu durchdringend, als daß es im Schnee überhört werden könnte. Im Schnee? O, nein, aus dem Nebenzimmer, durch die verschlossene, verhangene Tür hört Bran das unbekannte Kind schluchzen, dringt zu ihm eine so leidende Hülflosigkeit, daß er sich ergriffen ins Zimmer wendet, steht und nach dem Nebenzimmer hinüberhorcht. Es dauert lange, ehe ein Geräusch nebenan aufwacht, ehe eine weibliche Sorge in der Nacht Licht macht und sich ans Bett des Kindes drängt, ohne daß sein Weinen aufhört. Gleichmäßig fallen seine heißen Tropfen nieder und erweichen das Herz des Horchenden, während die weibliche Stimme, ohne auch nur im geringsten zu schelten, sanft zuredet und mahnt, wie ein Arzt vielleicht einen Kranken: schlucks Tränchen hinunter, kleiner Uli, schlucks Tränchen hinunter. Die Stimme wiederholt immer dasselbe, das Kind weint leise weiter und weit noch, als Bran im Bette liegt und schläft. Das Leben hat sich erhoben in der Gestalt dieses traurigen Weinens, unfaßlich geht es durch die Räume des Hauses, hauchgleich durchdringt es die Nacht und erfüllt sie mit einem trüben Geheimnis, überall antwortet ihm eine schwere Sorge, überall begleiten es die armen Worte: Ich bin ja bei dir, ich hab dich lieb.

Morgen

Stumm gespenstisch, ungeheuer erglimmt die Sonne über einem blauweißen, unermeßlichen Bahrtuch im niedren erdfernen Stande. Vom Schneefall der vergangenen Nacht ist eine geisterhafte Helle über und in den Häusern, und Bran, dessen Bett mit dem Kopfende neben dem schönen großen Fenster steht, sieht in die Frühe hinaus und schaut das rote kalte Eisen Stück der Sonne neben der Wand des Nachbarnhauses unter dem Ziegeldache hängen, wo es für ein Weilchen sichbar bleibt.

Der rote Schein der Wintersonne steht im kahlen Raum, auf dem armseligen Kärtchen von Sils-Maria, das in einige rohe Stäbchen gefügt als einziger Zimmerschmuck über Brans Bette angebracht ist. Die Erinnerung an den grünen schönen Bergsee von Sils-Maria, an die lange schmale Chasté, auf deren Felsen eine verwitterte Gedenktafel an Friedrich Nietzsche ruht mit der stolzen Inschrift seines edlen Menschenliedes.

Morgen um Morgen sieht Bran die Sonne zu ihrer roten Herrschaft über den Schnee ansteigen, zu ihrer frostklaren Herrlichkeit. Tag um Tag senkt sich der Neuschnee über das Land, die bläulichen Ackerfurchen werden ausgefüllt und mit seinem unendlichen Leintuch Straßen, Gärten, Hügel und Felder wölbend zugedeckt. Und Bran sieht rot, blau, grün am Himmel kommen und schwinden wie die bemessenen sicheren Leidenschaften. Das erste frühe scharfe Rot, das dem Auge weh tut, ist das Rot früh zum Galgen, zum Henkerstod durch den Gerichtshof der Großstadt. Es gibt nichts so Unerbittliches, Kaltes und bald Vorübergegangenes wie diese rote Glanz- und Lichtlosigkeit.

Wie weit verschieden ist sie vom Rot des spätabendlichen Sonnenbrandes, dem Rot der Wollust, der Rache und des Unterganges. Im Azurgrün, im tiefsten Zenithblau ziehen die Wolkengestalten still dahin, schmal faßlich wie Griffel, oder die Rücken scharfer Klingen, bald herrlich blutrot durch blaue Tore, karmosinene Riesenwale vom Anfang der Schöpfung, bald in Rauch und Zerstörung, auf ragenden Zinnen, die schimmernden Fittiche der großen Erzengel Miltons . . der rote, entzündete, frühe Morgen ruft, läutet, mahnt — der blaue betäubende Mittag hält rastend inne und schaut vorwärts die ferne Bahn, — der azurgrüne helle Abend, paradiesisch leuchtend wie der klare Bergsee von Sils-Maria, steht vor dem bezauberten hellen Lande. Auf breit hingelagerten enthüllten Stufen liegt ein lichtes brennendes Rot überall ausgegossen, das Rot der feierlichen Gelübde, des märchenhaften Bergblickes in ferne Zukunft, sanfter Vermählungswonne, heiliger Ruhe und gewisser Entsagung, das Rot allen Abgrundes, Erkennens und Fernhinschreitens . . .

Brans Blick fällt zurück, die Sonnenscheibe schwindet hinter der Hauswand, die Scheide verschluckt die lachende Blutrinne des schon gezückten Degens. Brans Leib liegt leichnamshaft in den blauen Kissen, zartgegliedert ruht er neben dem furchtbaren Feuergestirn . . . Sein Antlitz, aufgerichtet im Tage, ist von einem alten goldenen Heiligen.

Fortsetzung folgt

Gedichte

August Stramm

Wecken

Die Nacht
Seufzt
Um die schlafen Schläfen
Küsse.
Eisen klirrt zerfahlen.
Haßt reckt hoch
Und
Schlurrt den Traum durch Furchen.
Wiehern stampft
Schatten lanzt der Wald.
Ins Auge tränen
Sterne
Und
Ertrinken.

Schlachtfeld

Schollenmürbe schläfert ein das Eisen
Blute filzen Sickerflecke
Roste krumen
Fleische schleimen
Saugen brünstet um Zerfallen.
Mordesmorde
Blinzen
Kinderblicke.

Wunde

Die Erde blutet unterm Helmkopf
Sterne fallen
Der Weltraum tastet.
Schauder brausen
Wirbeln
Einsamkeiten.
Uebel
Weinen
Ferne
Deinen Blick.

Vernichtung

Die Himmel wehen
Blut marschiert
Marschiert
Auf
Tausend Füßen
Die Himmel wehen
Blut zerstürmt
Zerstürmt
Auf
Tausend Schneiden.

Die Himmel wehen
Blut zerrinnt
Zerrinnt
In
Tausend Fäden

Die Himmel wehen
Blut zersiegt
Zersiegt
In
Tausend Scharten.

Die Himmel wehen
Blut zerschläft
Zerschläft
Zu
Tausend Toden

Die Himmel wehen
Tod zerwebt
Zerwebt
Zu
Tausend Füßen.

Werttod

Fluchen hüllt die Erde
Wehe schellt den Stab
Morde keimen Werde
Liebe klaffen Grab
Niemals bären Ende
Immer zergen Jetzt
Wahnsinn wäscht die Hände
Ewig
Unverletzt.

Signal

Die Trommel stapft
Das Horn wächst auf
Und
Sterben stemmt
Das Haupt durch flattre Sterben
Sträubt
Gehen Gehen
Geht
Und geht und geht
Und geht und geht
Und geht und geht und geht und geht
Geht
Stapft
Geht.

Das Vorgesicht

Paul Zech

Einmal geschah es, daß Séverin Roubaud den erkrankten Steiger Poulein plötzlich vertreten mußte, weil er der Aelteste auf der Sohle war.

Séverin aber betrachtete den Auftrag, einen verlodderten Flöz wieder berggerecht zu schaffen, sozusagen als Prüfungsaufgabe für den Hilfssteiger-Posten, der zu vergeben war.

Er spannte, von brutalem Ehrgeiz getreten, Hirn und Muskeln an. Trieb die fünf Kameraden wie Ochsen und fluchte bei der Einfahrt wie der Berginspektor.

Jacques, der jüngste von den Kerlen, lockerte im ersten Zorn schon das Messer.

Der verwahrloste Schacht stundete bereit ein paar Jahre und war schlüpfrig wie ein Sumpf.

Carl Mense: Originallinoleumschnitt

Die sechs Männer hatten schwere Arbeit mit dem hervorgequetschten Gebirge, das sich über zehn Fuß Mächtigkeit hinstreckte.

Sie sackten jeden Schritt breit, den sie herausschlugen, sofort zu. Keile und Bolzen saßen fest im Aufhieb. Und aus Pram und Sohle rieselte kaum noch Staub.

Nur im vordersten Gang, wo Séverin allein schaffte, stand das Feuer in geduckten Funken und schrie nach der Wettermühle.

Aber Séverin hatte einen harten Schnapsschädel und bohrte fort, trotzdem die Bläser aus dem gerissenen Bruch schon explodierten und ein Heulen wie von gereizten Löwen war.

Dicht hinter den anderen stürzten die Ladungen mit Lawinen von Staub. Benahmen ihnen allen den Atem und saßen faustdick auf dem Gestänge.

Jacques murrte und warnte Séverin: den Bruch doch erst ausschwälen zu lassen.

Séverin aber stemmte die Eisen, als säße hinter ihm einer mit Keulen. Da fingen auch die anderen um Jacques an, unruhig zu werden. „Man sollte den Obersteiger anklingeln," schrie der rote Jean.

Zwei Weiber, die ganz hinten die Wagen andrückten und in Rufnähe waren, pfiff man heran. Sie mußten die Wettermühle holen.

Séverin schlug weiter. Schlug, daß die ausgeklüfteten Felsen dröhnten.

In den Hölzern knackte es, als bohrten tausend Würmer darin. Und aus den Nebengebirgen scholl dumpfes Grollen herüber.

Man deckte das Kappholz und rammte die Buchenpfähle Schlag auf Schlag.

Widerliche Schwüle kam aus den Gängen, trotzdem die Mühle ungeheuer mit den Flügeln aus den Saugern schlug.

Der rote Jean, der aus dem Vlämischen stammte, warf die Eisen einfach fort und verkroch sich hinter das Gestänge. Ein schweres Grauen war über ihn gekommen, denn er hatte in der verflossenen Nacht einen bösen Traum gehabt. Er hatte seinen Vater rot und groß gesehen. Seinen Vater, der vom Förderseil aufgerissen wurde, vor Jahren, im Leichenkittel über die Halde tanzen gesehen.

„Du Séverin!" heulte er auf und wischte sich den Schmutz von den dünnen Lippen.

Séverin blickte nicht auf von der Arbeit. Er lag auf den Knien und arbeitete, daß ihm die Zunge breit aus dem Halse hing.

Hin und wieder tat er ein paar Fehlschläge. Dann rann ihm das Blut aus großen Wunden von den Händen. Aber er zuckte nicht.

Er fühlt sich wie ein Teil dieses Gebirges, das den anderen wie ein massiver Haufen aus dicker, ansteckender Finsternis erschien, in die sie ohnmächtig hineinbellten.

Endlich hatte er ein riesiges Loch geschlagen. Das Geröll quatschte auf seine Lenden wie lauter feuchte Sandsäcke.

Er beugte sich vor, tastete klirrend herum, ergriff die Flasche vom Rücken und goß sie ganz in sein entzündetes Inwendige.

Als ihm der letzte Tropfen des Fusels durch den Schlund gefahren war, fühlte er wieder, was er vorhatte und schleuderte die Flasche auf den Rücken zurück.

Der Hammer sprang wie geölt von seinen Schultern herab.

Rings war es ganz still geworden von den Fäustelschlägen der anderen.

Jean stand mitten im Gang und schrie nochmal: „Du . . . Du . . . Séverin . . . Du . . . Mörder!"

Sein Gesicht war kreidig verzerrt.

Und die Augen zerrissen die Finsternis. Und plötzlich öffnete sich da im innersten Innern ihrer Pupillen eine Luke. Kohlschwarze Sammetpforten wurden da tief drinnen aufgeschoben. Und es stiebte eine schwarze Glut heraus. Ein knitternder Schatten von Feuer. Eine Flamme. . . .

Sein Atem hielt mit einem Seufzer inne.

Er fühlte sich sengend heiß.

Die Lippen brannten.

Mein Gott!

Mutter Maria!

Joseph . . .

Der Vater . . .

Und da . . . da . . . da . . . wie von unten mit riesigem Nacken wütend emporgedrückt, brach die ganze Arbeit zusammen.

Splitterte. Riß. Knackte und rollte empor.

Die Kohlenwuchten steilten sich wie Dämme. Berg und Gehölz verschwanden in Rauch und Steinhagel. Ein Geheul wie nicht mehr aus menschlichen Kehlen donnerte herauf.

Aber die wahnsinnigen Rufe starben hin in dem Lärm von herabstürzenden Brocken und Wasser, das wie ein Bergstrom einbrach und den Staub verschlammte.

Séverin schraubte durch den verstopften Mund wie ein wilder Hengst. Stürzte in das Dunkel vor, wo er die Kameraden vermutete.

Da brach es noch einmal los und es war, als barst die ganze Erde zusammen.

Bis zur Brust war er festgekeilt und griff mit den Händen wie in Mehlberge.

Und immer neues Wasser ergoß sich und verschlang die Staubwolken.

Von einem geknickten Pfahl herunter blinkte gelbes Licht.

Das war Jeans Lampe.

Er griff danach und hob sie hoch.

Seine Augen zersägten das Dunkel.

Da hörte er ein Jammern tief unter sich wie aus einem ungeheuren Keller herauf.

Seine Augen begannen zu hüpfen.

Blut siedete auf den zackigen Felsstücken. Fleischteile lagen dampfend auf den zerschmetterten Hölzern.

Er bekam endlich eine warme Hand zu fassen und versuchte sie mit aller Macht emporzuziehen.

Tastete hinunter und griff nasses Gestein.

Die Hand ging verloren.

Er kratzte überall herum und konnte sie nicht wiederfinden.

Er versuchte, sich aus dem Bruch emporzuwinden. Aber je heftiger er sich abmühte, um so nachgiebiger rollte neues Gestein herab.

Seine Kraft erlahmte. Seine Augen brannten weh aus der Schwärze und suchten nach der Hand. Sie wurden gejagt von einem furchtbaren Wahnwitz. Jeder Nerv war aufgespannt.

Und da sah er sie wieder.

Die Hand . . .

Mit fünf Fingern . . .

Die bewegten sich. Zitterten. Krallten sich zusammen.

Séverin ächzte und drehte sich aus der Umklammerung in unsinnigen Verrenkungen.

Die dicke Luft machte seinen Atem kurz.

An den Geröllklumpen hämmerte sein Arm sich lahm.

Und dort unten war noch immer die Hand . . .

Finger, die krampfhaft verzerrt um Hilfe zuckten.

Sich wieder schlossen.

Ein mörderisch geballter Fluch, diese Faust.

Und sie wuchs heraus aus dem Gestein.

Ungeheuer groß heraus.

Séverin schüttelte sich wild.

Frost klirrte über sein Gesicht.

Tausend Räder brausten durch sein Gehirn.

Brausten und rissen die Augen mit, die nun nichts mehr sahen. Nur eine furchtbare Nähe geisterhaft fühlten.

Die krummgeballte Faust des Satans.

Und Brausen und Stampfen des Weltgerichts.

*

Als Séverin erwachte aus purpurner Finsternis, sah er in das blutige verzerrte Gesicht Jeans. Und die Hand, die er gefühlt hatte, die sich in sein Gehirn gehämmert hatte, hielt ihm die Lampe in die Augen.

„Ah — ah . . . Du . . Du . ." ächzte er und schüttelte sich vollends wach.

Jean erhob sich, langsam, mühselig, den Raum wie ein Riese ausfüllend. Eine Wolke, ein Berg — und brüllte: „Seht da! Seht den Séverin! Seht ihn an: da ist er, der das alles getan hat. Seht da! Den Mörder!"

Séverin, ganz Besinnung wieder und stark, packte ihn bei den Schultern, riß ihm die Lampe weg und kommandierte: „Maul halten! Du . . . Du Tier. Siehst Du nicht, daß wir hier fest sind?"

Jean schwankte zurück und grinste.

Séverin suchte indes mit der Lampe das Geröll ab. Nach einem Eisen oder so etwas. Und fand schließlich einen Fäustel.

Damit beklopfte er hinten die Wand.

Es klang hohl.

Séverin schrie auf: „Hierher Jean. Hier müssen wir durch.

Jean hatte sich inzwischen ein Eisen herausgekratzt und kroch heran. Séverin hielt die Lampe in der einen Hand und hämmerte mit der anderen wild auf den Felsen.

Jean stieß mit dem Eisen wuchtig hinterdrein. Jeder Stoß würgte ihm das Gedärm in die Kehle. Sein nackter Oberkörper war klatschnaß und hautlos von Schweiß.

Das Gebirge gab langsam nach und brach in kurzen Schollen herab. Dumpfes Dröhnen schauerte nach allen Seiten und fand keinen Ausweg. Die Adern der beiden Wühler bäumten sich gegen die Gerärsche auf wie Stacheln, und Spannung brannte in den Muskeln mit rauchendem Eiter.

Sie hämmerten drei volle Stunden in einem Zuge. Und fielen beide zu gleicher Zeit erschöpft um.

Es war, als würden ihnen erst jetzt Augen, Ohren und Eingeweide allen Ernstes geöffnet für die Bodenlosigkeit all dieses nachtschwarzen Elends!

Séverin flüsterte matt: „Jean . . . Jean . . . hör doch!"

„Was ist noch zu hören?" ächzte der aus schmerzhaften Krümmungen herauf.

„Du Jean!"

„Zum Teufel noch, was soll ich?"

„Du Jean, wenn wir noch eine Stunde schlagen, müssen wir durch sein. Keinen Meter mehr ist die Wand."

„Verflucht, schlag doch, wenn Du kannst!"

„Hör, ehe sie uns von vorn herausgraben, sind wir da hinten schon auf dem alten Gang. Ein Notschacht ist da."

„Schrei doch nicht so, Du Hund! Mein Kopf ist ganz zerschossen. Krepieren müssen wir doch hier. Alles ist vorbei."

Sein Gesicht fiel mit einem Knick vornüber.

Séverin bemühte sich, wieder auf die Füße zu kommen. In seinen Schläfen und in seiner Stirn beutelten sich dicke Blasen. Blut trat ihm schwarz aus Kinn und Hals.

Dann begann er zu hämmern, und dachte an Maruscha. O, schönes warmes Bett mit Maruscha! Nun wird sie oben am Tor stehen und mit den anderen Weibern flennen. O Maruscha! Bald, ja, ach bald komm ich wieder zum Küssen. Schönes warmes Bett, Maruscha!

Wachlmeier: Originallinoleumschnitt

Er hatte wieder Schwung in den Muskeln und sein Riemen stand. O Maruscha!

Auch Jean hatte sich bald wieder aufgereckt. Stützte sich auf das Eisen und horchte. Schlenkerte mit dem verwundeten Arm und sackte ein bißchen in den Knien ein.

Plötzlich jauchzte er laut: „Schüsse . . . hör . . . Sprengschüsse!"

Séverin ließ den Hammer fallen und drückte sich mit dem Kopf tiefer in das Gestein.

„Donner, ja, Jean, ganz deutlich. Wirklich. Schüsse!"

Nun hieben sie alle beide wie verrückt. Körper an Körper. Und Jeans Besinnung wuchs mit jedem Hieb, den er ausholte.

Ach, die Wand gab nicht nach. Und die Minuten zogen die Sekunden mehr und mehr in die Länge, zerrten sie ungeheuer auseinander, walzten sie wie Draht aus, der mit spinnendem Klang in die Ohren hineintönte.

Jean schmiß das Eisen trostlos hin. Seufzte: „Alles ist wieder still . . . Horch . . . ganz still. . ."

Séverin klappte zusammen. Tastete blind und grausam in der Luft herum. Dachte einen Augenblick: „Hab ich wirklich Schüsse gehört? Wie? Hab ich Schüsse gehört?"

Jean fühlte sich wie ins Genick gestoßen. Ein Knochengerüst klapperte über seinen Rücken.

„Hu . . . Hu . . . Der Alte . . ." spie er fröstelnd. Und sprang wieder an die Wand.

Helles Feuer blitzte vom Eisen. Und der Staub pfiff von einer fremden Schwingung weggestoßen, ihm breit ins Maul.

Splitternd gab die Gesteinswand nach.

Eine handgroße Lücke klaffte und ließ eine wunderlich kalte Luft hereinziehen.

Séverin, der einen halben Meter seitwärts stand, bekam den Durchzug zu schnappen.

„O ihr Heiligen all! Jean! Jean! Nun können wir bald durchschlüpfen."

Jean spürte, wie seine Adern heraufschwollen: Dieser Hund kann noch lachen? In diesem Unglück noch lachen?

Und stellte sich vor das Loch: so, daß der andere nicht hinzukommen konnte und schlug in besessener Wut in den Bruch.

Stück um Stück fiel klirrend herab. Und das Loch war schon so, daß man den Kopf hindurchstecken konnte.

Und noch immer ließ er Séverin nicht heran. Eine wahnsinnige Ahnung polterte durch sein Gehirn.

Mit einem Ruck hob er sich in die Ellenbogen und zwängte erst seinen Kopf und dann den Oberkörper durch das Loch.

Enttäuscht ließ er sich zurückschnellen und fiel hinterrücks auf eine Steinkante.

Séverin sah, wie er die Beine hoch in die Luft warf. Und dann auf einmal die Hand.

Die Hand mit den fünf Fingern, die auf und zu gingen. Sich ballten und wie ein fleischgewordener Fluch standen.

Er hielt sich an einen Felszacken gepackt. Und aus seinen Augen, die vor Qual schimmerten, schoß wagerecht die Angst.

Da flog er vor. Warf den Hammer wütend in den Bruch und begann die Oeffnung weiter auszubrechen.

Jean konnte sich nicht rühren. Seine Augen waren voll Blut. Und durch dieses Blut schwamm das knarrende Gerippe des Alten. Und immer hörte er den anderen hämmern.

„Er wird durchkriechen und mich hier liegen lassen! Der Mörder wird mich hier verrecken lassen! Ei verflucht!"

Und da kam ihm seine Kraft zurück und riß den Wahnsinn aus den Augen.

Und sieh: Heilige Mutter Maria, Joseph! Der andere steckte schon halb im Loch.

Wie eine Riesenschlange wälzte sich Jean auf den Knien vor und faßte Séverins Beine.

„Raus da, Du Mörder!"

Séverin stürzte platt zu Boden. Drehte sich herum. Sein Gesicht gab ein wüstes Gebrüll. Er schlug mit den Armen wild um sich. Kam mit einem Ruck wieder auf die Beine und rutschte nach der Oeffnung.

Da kugelte sich Jean noch einmal auf ihn, biß und kratzte.

„Was willst Du Lump? Hast Du einen Flapps?" krächzte Séverin.

Jean hatte Séverins Kehle zu fassen bekommen. Schraubte seine Finger fest herum.

Séverin fühlte diese Krallen wie Schüsse im Gehirn. Jeder Finger schoß hundert Kugeln. Das Herz stand ihm bebend in der Kehle. Finger rissen es heraus. Fünf Finger, die wie ein Fluch geschlossen waren.

„Maruscha!"

Das war der einzige Laut, den die Finger aus dem zuckenden Herzen quetschten.

Dann schnellten diese Finger zurück, und Jean fuhr sich damit über den rauchenden Schädel.

Und da befiel ihn naßkalt schweißiges Grauen.

Mit einem Satz war er aus dem Loch heraus. Taperte mit blinden Händen durch den Schacht. Sein Kopf flog wie ein Pendel. Ein ganz kleines Pendel. Bis er an ein Gerüst schlug und stehen blieb. Verdammt und verflucht stehen blieb.

Mit einem gut Teil Anstrengung war es Jean dann gelungen, sich wieder zu fassen. Seine Finger griffen etwas Festes. Balken, die hochstellten. Ein widerlicher Luftstrom brauste da von oben herab. Ein Fauchen und Zischen von Drähten.

Und dann stolperte Jean in den Korb. Riß an das Zinkseil. Das Auffahrtssignal schnellte nach oben. Packend schnappten die schweren Traggesenke ineinander. Der Korb stieg wie eine Wolke. Die Luft pfiff heiß und giftig.

Jean hatte eine Empfindung, als sei er erst jetzt er selber geworden, ganz und gar. Und jubelte: o ihr Heiligen alle! Gelobt! Gelobt Jesus Christus!

Plötzlich stand der Korb mit einem Ruck. Schleuderte Jean herauf, daß ihm die Bordkante tief in die Brust schnitt.

Jäh grub er beide Fäuste wild in seinen Busen hinein. Krähend vor Schreck. Und suchte das Seil.

Zog mit beiden Händen an das Tau und schrie alle Schutzpatrone hinauf. Riß das Tau herunter und riß es tief in seinen Schädel. Mit den Armen, die in weißlichen, glatten Windungen von seinem Körper herabfielen.

Und da! Wie ein geborstener Meteor, sausend, polternd fegte der Korb wieder in die Tiefe hinab, von einer Satanskralle wütend herabgezogen.

Immer tiefer.

Grenzenlos durch Finsternis und Nächte sausend.

Bis auf den Grund durch Meerjahre und Sternkorallen.

Abwärts.

Endlos in das torweit aufgesperrte Maul des Alten, der einmal im Knochenrock über die Halde tanzte.

Gedichte

Ernst Wilhelm Lotz

Gefallen Ende September in Belgien

Ich schleppe meine Stunden . . .

Laß mich meine Hände um deine Gelenke spannen
Und meine Stirn an deine Schulter lehnen,
O du umträumte Geliebte!
Ich schleppe meine Stunden durch Straßen,
Kontore und windige Treppenhäuser.
Und alle Augen die mir begegnen sind behauchte Scheiben,
Hinter denen, in Rechen-Folianten geduckt,
Ein Seelen-Jemand vor grün verdeckter Lampe dämmert.

Mädchen, wenn ich meine Augen in deine warmen Hände presse,
Dann steigt so dunkel und weich um mich auf.
Daß ich träume, ich sei bei meiner Mutter,
Tief bei meiner Mutter in der Blutnacht.

Licht

Licht umzieht mich, umsingt mich, umfließt mich,
Spielend lasse ich meine Glieder im Fließenden plätschern.
Ein blankes Bassin umspannt mich die Straße.
Weit, weich, wiegend.
Ich wasche mich ganz rein.
Aus euren Köpfen, ihr schwimmenden Straßenwanderer,
Die ihr nicht von mir wißt,
Gebrauche ich schimmerndes Augenweiß, meinen Leib zu bedecken.
Hell zu beschäumen,
Meinen jung sich hinbiegenden Schwimmerleib.
O wie ich hinfließe im Licht,
O wie ich zergehe,
Wie ich mich durchsichtig singe im Licht!

Eine Französin

im sächsischen Schwarme,
Kühle Frühlinge züngelt ihr Blick,
Leichte Gewässer
Spielen die Finger über den Tisch,
Träumen die Winde von ihrem Gelächter.
Doch das Kaffee, die Musike und wir und mein flackernder Stift
Kreisen belichtet, verebben mit Bücklingen fließend
Und lassen gekräuselt
Im Lächeln Madonna zurück.

Der Detektiv

Desider Kosztolányi

Zwischen zwei und drei Uhr, alles glänzte im glitzernden Sonnenschein, verschwand plötzlich meine Golduhr vom Schreibtisch.

Einen Augenblick stand ich mit schwindelndem Kopfe da, starrte mit meinen schläfrigen Augen den Tisch an, den leeren Platz der Uhr, wo in kleinen Goldpfützen Glanz und Wärme brodelten. In der starken Nachmittagsbeleuchtung schien all dies unglaublich, wie überhaupt jeder Diebstahl etwas gewalttätig, jäh wirkt. Nachher aber tritt tiefe Stille ein.

In der Stube befand sich niemand. Keine verräterische Spur.

Ich hatte mich kurz vorher in der Stube nebenan ein paar Minuten auf das Sofa gelegt, und während ein Installateur in diesem Zimmer die Krone reparierte, war ich eingeschlafen. Der Installateur mußte die Uhr erblickt haben, steckte sie ein und verschwand. Schlug hinter sich die Tür zu.

Sonst war niemand in der Stube gewesen, nur er konnte der Täter sein.

Verwundert blickte ich vor mich. Es erfaßte mich ekelerregende und würgende Beschämung. Als würde mir ein Messer in den Leib gestoßen und — rasch und brutal — der halbe Arm abgeschnitten. Ein Attentat war gegen mich verübt worden! Es geschah ein Wunder, das ich mit meinen Sinnen nicht erfassen kann. Etwas war hier und ist nicht

mehr da, verschwand unter einem Schwarzkünstlergriff, verdampfte ins Nichts, in eine neue Dimension, die mir vollkommen unbekannt ist, und jetzt habe ich die Empfindung, daß nicht bloß gegen mich ein Attentat verübt worden sei, sondern gegen die Ordnung, gegen die Urlogik. Verzweifelt strengte ich mein Gehirn an. Der Diebstahl bleibt immer unverständlich. Ist dem Wunder und dem Wahn verwandt.

Im Winter des vorigen Jahres wurde bei meiner Tante in Siebenbürgen eingebrochen. Sie war am Morgen von Hause fortgegangen und als sie am Abend heimkam, fand sie die Tür weitgeöffnet, an den Klinken von Stemmeisen hinterlassene Spuren, die alten Schränke von Messern beschädigt, eine der Stuben ganz ausgeplündert. Meine Tante erblickte dieses wüste, düstere Bild, sprach kein Wort und ging fort. Sie hatte in der Bank noch genug Geld liegen, um damit getrost ein neues Leben beginnen zu können, und dennoch sprang sie in den Fluß. Sie konnte das Unglaubliche und Wundersame dieses Vorfalls nicht erfassen.

Mein Schmerz war ähnlich. Im Anfang kühlte ich mein Fieber mit wildem und systemlosen Suchen. Durchstöberte jede Ecke und jeden Winkel der Stube, schob die Schränke fort, kroch unters Bett, suchte zwischen den Türflügeln. Mein Gesicht wird rot, mich erfaßt Aerger. Ich sehe den Installateur, wie er meine Uhr fortträgt: ein fünfzigjähriger, hagerer Mann mit gemütlosen bleifarbnen Augen, ergrauendem Schnurrbart, rauhem und traurigem Gesicht.

„Einsperren lasse ich den Schuft!" spreche ich zu mir.

Dann nahm ich einen Wagen, eilte zum Installateur, der in einer Kellerwohnung wohnte, irgendwo draußen in der Vorstadt. Zum Glück war er bereits daheim. Im scharfen Lichte einer elektrischen Lampe schaute er gelassen und ruhig zu mir auf.

„Meine Golduhr ist verschwunden," die Worte kamen mir mechanisch und gedankenlos von den Lippen, „aus der Stube, in der nur Sie waren. Sollten Sie nicht versehentlich. . . ."

Der Installateur zuckte die Achseln, hob die Arme und winkte, ich möge seine Taschen durchsuchen.

„Aber!" ich lachte höhnisch auf. „Wenn ich die Uhr bis morgen in der Frühe nicht wiederhabe, erstatte ich die Anzeige bei der Polizei."

„Nach Belieben!"

Er schrieb mir sogar seinen Namen auf, die genaue Adresse. Ich ging fort, irrte in der Stadt umher, verspürte kein Verlangen heimzugehen. Schwelgte in dem Gedanken, daß ich diesen schlauen Verbrecher einsperren lassen werde. Ein echtes Verbrechergesicht übrigens. Sein ergrauender Schnurrbart und seine Augenbrauen sind grünlich und feucht wie Schimmel.

Den andern Tag rannte ich zur Polizei, wo ich noch nie im Leben war. Plärrenden und puterroten Menschen begegnete ich, die warteten und warteten, vor versperrten Türen stumm und fiebernd warteten und unter Herzklopfen erzählten, was ihnen widerfahren sei. Ich verirrte mich in den strengen weißgetünchten Gängen und mein Atem stockte. Endlich stand ich vor dem Polizeikommissar und erstattete Anzeige. Sofort wurde die Untersuchung eingeleitet.

„Ist es sicher, dass der Installateur den Diebstahl begangen hat?" fragte der Polizeikommissär.

„Ganz sicher!"

Dann zog ich die Augenbrauen ein wenig hoch:

„Höchstwahrscheinlich . . ."

Zeitig am Morgen weckte mich scharfes Klingeln. Nach einer beinahe ganz schlaflos verbrachten Nacht. Ich hatte mich lange in den Polstern gewälzt, bis sich endlich meine Augen schlossen, und dann erschien mir wohl an die tausend Mal der blaubebluste Arbeiter, der mich gleichmütig ansah, der Dieb, ein wirklicher Dieb, wie ich ihn bisher bloß aus Theaterstücken kannte. Im Traume sah ich, wie er schwere Felsstücke auf dem Rücken schleppte, in einer finsteren Zellenecke hockte. Seine Pupillen sprühten Funken. Gequält öffnete ich die Augen. Vor meinem Bette stand ein Fremder.

Er benahm sich so heimisch, als seien wir alte Bekannte.

Stellte einen Stuhl an mein Bett, setzte sich und schaute mir ins Gesicht.

„Sie verzeihn, ich komm von der Polizei."

Mein Herz schlug laut unter der Decke, auch mein Gesicht erbleichte. Doch ich wollte den Gleichgültigen spielen und schaute ihm gelassen ins Gesicht.

„Ich bin Detektiv", sagte er trocken.

Um meine machtlose Aufregung zu bemänteln, schloß ich die Augen ein wenig, als sei ich schläfrig, drückte den Kopf in die Polster und es fiel mir der mürrische russische Student ein, den der Detektiv in gleicher Lage fand. Doch der Student fürchtete sich nicht, obwohl er gemordet hatte. Nicht einmal die Hälfte meiner Furcht hatte er auszustehen. Es ist vergebens, ich bin nicht zum Helden geboren. Habe gerade genug Kraft, um meine Augen offen zu halten.

Dieser Detektiv ist ein gesunder rotwangiger Mann, ein kleiner blonder Schnurrbart hockt ihm unter der Nase. Nur seine Augen sind durchdringend, kaltblau und seine Gesten entsetzlich sicher. Meine linke Hand hing träge vom Bettrand hinab. Sofort bemerkte ich, er starrt sie steif an, umfaßt mit einem Blick meine Augen, meine Finger, durch die die Neurasthenie wie ein elektrischer Strom prickelt. Die Nasenflügel des Detektivs weiten sich. Er schnuppert herum. Nicht einmal ein Spürhund schnüffelt so gierig. Mit allen Sinnen ist er auf der Lauer.

Ich trank ein Glas Wasser. Sprach dann entschlossen:

„Sie wünschen?"

„Ich möchte um einige Details in der Diebstahlsangelegenheit bitten."

Ich begann. Daran hatte ich gar nicht gedacht. Und es konnte doch von nichts Anderem die Rede sein. Sofort fühlte ich mich erleichtert.

Der Detektiv hörte meine Worte, wandte aber seine Blicke noch immer nicht von meiner linken Hand, die über den Bettrand hinabhing. Seine Blicke brannten wie Sonnenstrahlen, die durch den Fokus eines Brennglases dringen. Es war peinlich. Ich hätte die Hand in jedem Augenblick zurückziehen können, doch befürchtete ich, es könne verdächtig erscheinen. Ich bin doch der Kläger, muß mich ganz natürlich benehmen, umsomehr, als ich doch keinen Grund zur Furcht habe. Ich dachte an die Romantik schlechter Detektivromane und lächelte sogar heimlich. Dieser rotwangige junge Mann sollte nach der Asche meiner Zigarette meinen Charakter bestimmen können? Dann hätte es doch für ihn gar keinen Sinn, noch immer so scharf auf meine Hand zu starren, die von der Schlaflosigkeit blaß ist. An ihrem Ringfinger steckt ein goldener Ring, sonst ist nichts Auffallendes an ihr. Wenn ich sie auf einen Augenblick betrachten könnte, würde auch ich mich davon überzeugen. Blut klebt nicht an ihr. Doch ist es mir nicht möglich, die Hand anzuschauen, wie es mir auch nicht möglich ist, meine Nerven noch mehr zu reizen, noch länger diesen stechenden, brennenden Schmerz verursachenden Blick zu ertragen. Ich spreche hastig und reiße im Eifer des Gesprächs plötzlich die Hand unter die Decke.

Der Detektiv lächelt. Mir bleibt das Wort in der Kehle stecken.

„Weshalb lächeln Sie?"

„Ich?" fragt der Detektiv mit dem unschuldigsten Gesicht. „Ich lächle doch nicht. Belieben Sie doch fortzusetzen."

„Mein Herr, Sie starren ununterbrochen auf meine Hand!"

Der Detektiv lächelt wieder.

„Sie scheinen nervös zu sein."

Ich sprach weiter. Doch jetzt beobachtete ich den Detektiv. Sah, wie er alles in der Stube prüft, weiß, wieviel Sessel ich besitze, wie meine Türen, Fenster, Klinken; sogar die Geldstücke hat er abgezählt, die ich am Abend auf den Nachtisch gelegt habe. Ich gehörte nicht mehr mir selbst. War in das Gewirr einer verwickelten Angelegenheit geraten, in ein tausendfaltiges Netz von Ruhelosigkeit, Aufregung und Verfolgung, das mich mir selbst entreißt, meine Ruhe vernichtet, mich zum Opfer eines unbedeutenden Vorfalles macht. Jedes Leben hat seine Geheimnisse und dieser aufdringliche Fremde ist sogar fähig, in den Vorhof meines Herzens zu dringen. Plötzlich richte ich mich im Bette auf.

„Ich habe mir die Sache überlegt," stammelte ich, „und ziehe die Anzeige zurück."

„Das ist ausgeschlossen", sagt der Detektiv, „es liegt ein Delikt vor, das von amtswegen verfolgt werden muß."

„Wenn ich aber nicht will? . . ."

„Warum?"

Ich konnte nicht antworten. Wurde verwirrt.

„Und," fragte ich, „wird der Dieb wenigstens bestraft werden?"

„Wenn die Tat erwiesen ist, sicher."

„Er wird eingesperrt?"

„Jawohl."

„Kommt in den Kerker?"

„Jawohl."

„Haben sie schon Beweise?"

„Jawohl."

Der Detektiv war recht wortkarg. Stand auf, empfahl sich, um wieder auf die Jagd nach dem unglückseligen Verbrecher zu gehen, der ihm nicht mehr entkommen wird.

„In einigen Tagen werde ich noch weitere Details brauchen. Sie haben wohl nichts dagegen, wenn ich wieder komme. So um die gleiche Zeit. Oder am Abend zwischen acht und zehn. Da pflegen Sie immer zu Hause zu sein."

„Woher wissen Sie dies?"

Er lächelte.

„Ich weiß es."

Er verbeugte sich. Ich wollte ihm den Ausgang zeigen, doch ging er so sicher, als sei er schon öfter bei mir gewesen.

Sollte er mich schon sonstwie gesucht haben?

Ich wusch mich mit eiskaltem Wasser, das erfrischte mich etwas. Draußen auf der Straße herrschte Tauwetter, musizierende Frühlingswinde wehten, die von weiten Wassern herkamen und der Wasser reinen Geruch mir ins Gesicht hauchten. Die Sonne schien. Im funkelndem Licht spazierten viele Leute noch in den dunklen Winterkleidern. Unbekannte Gesichter. Früher kümmerte ich mich nie um sie. Ich kenne sie nicht und also gehen sie mich auch nichts an. Nun versetzt mich diese Fremdheit in Aufregung.

Die Beschäftigung prägt jedes Gesicht aus, es gibt Advokatengesichter, Professorengesichter, Beamtengesichter, Schauspielergesichter, auch solche, die gar nicht verraten und eben deshalb verdächtig sind. Wenn ich diesen begegne, werde ich von Furcht ergriffen. Diese bedeutungslosen, eleganten und diskreten Spaziergänger sind bestimmt

Detektive! Jawohl, neben mir, vor mir, hinter mir, überall lauern Detektive.

Nachmittags schritt ich durch einen prachtvollen Garten, eine blendendweiße Mauer entlang, auf die mein Schatten fiel. Plötzlich merke ich, es folgt mir jemand. Ein gleichgültiger Herr, der mit seinem silberkrückigen Spazierstock im Gartenkies wühlte, einen steifen Hut und Gamaschen trug — und nach billigem Parfüm roch. Eine Weile konnte ich seine Nähe ertragen. Dann verlangsamte ich meine Schritte. Blieb stehen. Der Unbekannte erreichte, übereilte mich, schaute sich jedoch nicht nach mir um. Und gerade diese Gleichgültigkeit machte ihn mir verdächtig. Hätte er mich angeschaut, angelächelt, würde ich mich nicht sehr gefürchtet haben. Doch so sank ich mit stockendem Puls an die Mauer, die von der Frühlingssonne durchwärmt war und stand lange dort, blasser als die Mauer und keuchend im strahlenden Nachmittag, ich empfand, es könne gar kein Verbrechen geben, für das man einen Menschen einzusperren berechtigt ist. Doch die Leute sind hartherzig und grausam.

Was hatte ich verbrochen? Ich weiß es nicht. Und eben dies macht meine Angelegenheit so haarsträubend geheimnisvoll. Ich fühle, ich werde verfolgt und beobachtet. Als fünfjähriger Knabe stahl ich meinem Vater eines Tages einen Bogen funkelnagelneues Löschpapier und eine halbe Flasche rote Tinte, ich gestand es niemals. Außer mir kann es niemand wissen. Gestern abend habe ich die Vorladung bekommen. / Vorladung in Strafsachen. / Ein schmutziggraues, grobes Papier. Ich muß gegen den Installateur aussagen. Es kann sich bloß darum handeln. Um nichts anderes. Stehlen ist ein Verbrechen. Aber ich werde doch nicht deshalb ein Verbrecher sein, weil mir etwas gestohlen wurde? Und dennoch zittere ich.

Gestern abend bin ich abermals einem geheimnisvollen Mann begegnet. Ich saß in der Straßenbahn. Er blickte mich nicht an, doch ich wußte, jede seiner Bewegungen gelte mir, und er übermittele mir mit aller Anstrengung seines ganzen Nervensystems telegraphisch krause Zeichen. Bei der Haltestelle stieg er aus. Ich folgte ihm. Wollte der Sache auf den Grund kommen. Er mag offen sprechen, mir die entsetzliche Anklage, die jeder verschweigt und von der ich selbst keine Ahnung habe, offen ins Gesicht schleudern. Der Unbekannte bog um eine Ecke, denn er fürchtete die Abrechnung und fühlte sich in meiner Nähe unbehaglich.

Als ich ihm folgte, fragte er ängstlich:

„Was wollen Sie?"

Und ich antwortete nicht minder ängstlich:

„Nichts."

„Pardon!" sagte er.

„Pardon!" sagte ich.

Meine Feinde sind heimtückisch. Wenn sie über die Straßen gehen, lächeln sie verstohlen. Sie stehen vor meinen Wohnungsfenstern, schleichen aber fort, wenn ich heimkomme. Sie verfolgen mich sehr unauffällig. Tun eigentlich überhaupt nichts.

Aber ich bemerke sie dennoch. Weiß, daß sie sich in finsteren Ecken verbergen, aus einem Fenster des vierten Stockwerks auf mich lauern. Ihre Pupillen sind schwarz wie Gewehrmündungen, jeder erkennt mich und spricht zu sich: dort geht er, dort auf dem Asfalt, der geheimnisvolle Flüchtling, der uns bald in die Hände fallen wird.

Ich habe mich schon in alles gefügt. Wenn man mich verhaftet, werde ich zu essen bekommen, mein Herz wird unbeklommen pochen, meine Lungen tief und glücklich atmen können. Zwei Gendarme mit sehr langen Bajonetten werden mich einliefern, dann schert man mir die Haare und steckt mich in einen erdfarbenen Sträflingsanzug. Es muß sich übrigens ganz gut im Kerker leben. In seiner Stille besser, als in diesem ewigen Beben und Schleichen. Jetzt gehen die Menschen auf Gummiabsätzen um mich herum, schauen mich an, wenn ich sie nicht sehe und erwürgen mich langsam mit ihren sanften, behandschuhten Händen.

Stiller Detektiv, der du auch jetzt hinter meinem Rücken gehst, erbarme dich meiner und lege deine Finger — leise, sehr leise — auf meine linke Schulter.

Einzigautorisierte Übertragung aus dem Magyarischen von Stefan I. Klein

Gedichte

Kurt Heynicke

Verwundet

Unsere Augen sind schon tot
ehe sie ins Stroh der dunklen Wagen schauen
und unsre Lippen schmecken noch den gelben
Lehm
aus heulenden, zerwirbelten Gräben.
Die Stunden kommen knöchern uns besehn
und ängsten uns
mit den lächelnden Messern der Aerzte
und den weißen Verbänden
die unsere Leiber
zu Blei verderben.
Wenn nicht am Rande unsrer Träume
ein Kind stände
wir gäben uns selber ein mildes Sterben.

Schlacht-Feld-Nacht

Barmherzig
ist die Nacht
wenn ihr der Abend tausend Leichen
in die samtnen Tücher legt.
Die Sterne wehen kühl
in stumpfe Blicke
und dunkles Blut
blüht zu Kronen.
Wenn dunkelende
die gelben Feuer toter Dörfer abwärts gluten
ziehn in die Himmelstore
silbern die Tränen Millionen Mütter
die ihrem Gotte
stundstündlich wehe Seufzer beten.

Vormarsch

Dort
wo die Sterne aus den Wäldern kriechen
baut sich aus Feuern eine Sonne.
Dort
schreit die Erde unter blutigen Fäusten.
Wir schreiten
und wir singen uns zur Ruhe
denn alle bluten
nach vorn
voran
dort
muß sich unser Schicksal an uns pressen.
Wir haben längst
den Tod in uns versenkt
die letzte Heimat haben wir vergessen
und nun brennt sich
der Schrei
in uns hinein:
Wir wollen
müssen
leben
für uns
das leben
was das gebärend kreisst
im Sterben vieler Städte

Wo

Ich bin so müde
wenn der Abend ebbt.
Es steigen Flammen aus der halben Helle,
drin du.
Ich darf nur in Gedanken mit dir gehn
du bist mir nur
Erscheinung.
Und in die Kindheit deiner Augen muß ich sehn
die mir geschah
nur einmal.
O meine Arme betteln ewig:
Wo?
Komm!
Weit tu ich meiner Hoffnung Türen auf.

Kunstvorsteher

Herr Scheffler der Bilderfreund

Und doch wollen wir den Faden des Kunstinteresses nicht ganz abreißen lassen. Wir wollen, wenn auch selbst mit Gewalt ergriffen von dem mächtig nur nach einer Seite jetzt fließenden Strom der Empfindungen, sachte fortspinnen . . ." Der Strom ergreift ihn, aber es wird sachte fortgesponnen. Die Strippe, an der Herr Scheffler hängt, reißt nicht. Wenn ihn der fließende Strom ergreift, setzt er sich wie immer ins Trockene. Auf eine selbstgezimmerte Insel der Kunstfremdheit. Die Balken biegen sich, aber er beschreibt Kunstströmungen. Sein abgestandenes Wasser trägt der Strom nicht. Angstvoll klammert er sich an die Säume seines sachten Gespinnstes, der Musen: „Mars Ultor regiert die Stunde und die Musen fliehen, erschreckt von dem rauhen Lärm, der in ihre tiefsinnigen Weisen von allen Seiten hineindringt." Einen tiefsinnigen Weisen verlassen die Musen nie, aber wer die Musen braucht, war schon stets von der Kunst verlassen. „Dieser Krieg muß eine Schule des Talentes werden. Denn indem der Idealismus sich erneuert, muß sich wie von selbst die Kraft künstlerischer Darstellung erneuern." Die Kraft künstlerischer Darstellung hat sich bereits wie von selbst erneuert, auch der Idealismus, und zwar lange vor dem Kriege. Der tiefsinnige Materialist, Herr Karl Scheffler, hat es nicht bemerkt. Er war sein ganzes Leben lang verreist, nach Griechenland. In Deutschland hat er den Anschluß verpaßt. Und im Krieg wird er ihn nicht einholen. Manche Leute verpassen eben immer die Züge, und mit griechischen Waffen wird kein Sieg der Gegenwart errungen.

Der Künstlerpräsident

Die Münchener Künstlergenossenschaft hat einen neuen Präsidenten gewählt. Er hat, sagte er einer Zeitung, kein eigentliches Programm. Auch kein Kunstevangelium. „Es gibt für mich nur Leute, die etwas können und solche, die nichts können." Für mich. Es fragt sich nur, ob der mich ein ich ist, der weiß, ob Leute etwas können oder nichts können. „Nur vor dem einen müssen wir uns hüten, vor dem Ueberhandnehmen der Mittelmäßigkeit." Was der Künstlerpräsident unter Ueberhandnehmen versteht, ist nicht so leicht von der Hand zu weisen: „Mittelmäßigkeit wird immer sein und muß sein, denn ohne Kleine werden die Großen nie etwas werden können." Das heißt auf Deutsch: die Mittelmäßigen werden sich nie als groß aufspielen können, wenn nicht eine möglichst große Zahl noch Mittelmäßigerer vorhanden ist. Diese große Zahl macht München bedeutend: „Was die Bedeutung Münchens ausmacht, ist die Gesamtheit aller Künstler." Je mehr in einer Stadt gemalt wird, desto künstlerischer wird sie. Aber es darf nicht

überhandnehmen. Denn: „Die Regierung der Mittelmäßigkeit ist die größte Gefahr für sie. Die Leute, die wegen gesellschaftlicher Tugenden und guter Ballmanieren heraus Ansehen in den Kunstkreisen bekommen, sie dürfen nicht regieren, wenn sie nicht erste Künstler sind." Demnach scheint München ganz merkwürdige Kunstkreise zu haben. Der Künstlerpräsident selbst hat aber keine gesellschaftlichen Tugenden: „Wir haben einen Primitivismus aufkommen lassen, haben das unreife Stammeln großgezogen und uns nicht getraut, dort mit Dreschflegeln hineinzuhauen, wo es wirklich notwendig gewesen wäre; wir alle sind damit in eine gewisse unwürdige Abhängigkeit von einigen Kunstgelehrten gekommen und haben auch in der Presse ihnen zu stark geglaubt." Warum ziehen wir erst das Stammeln groß, wenn wir es nachher mit Dreschflegeln verhauen wollen. Wir haben eben das Stammeln nicht großgezogen. Vielmehr ist den großen Mittelmäßigkeiten das Stammeln von Bildern zwar nicht durch Dreschflegel, sondern durch gute Bilder so verleidet worden, daß sie ihr Stammeln statt mit Farbe mit Druckerswärze notierten. So kam wenigstens e i n e Farbe heraus. Und was die großen Mittelmäßigkeiten nicht erreichten, nämlich die neue Kunst, das heißt überhaupt die Kunst zu töten, soll jetzt der Krieg für sie tun: „Was den Kindern erlaubt ist, wollen ernsthafte Künstler für sich beanspruchen. Hoffentlich macht der Krieg mit diesem Spielerisch-Kindischen, diesem Blöd-Frechen in der Kunst bei uns in Deutschland wenigstens für immer ein Ende." Wobei sich nur wieder fragt, was man für spielerisch-kindisch und für blöd-frech hält. Jedenfalls, Herr Künstlerpräsident, geben Sie zu, daß sogar für Sie ernsthafte Künstler etwas für sich beanspruchen, was den Kindern erlaubt ist. Man soll selbst als Präsident nicht so erhaben über Kinder sein. Eine Erziehung mit Dreschflegeln hat manche Nachteile. Eine Erziehung überhaupt auch, selbst wenn gute Ballmanieren dabei herauskommen und gesellschaftliche Tugenden. Der Verstand der Verständigen reicht nicht an das kindliche Spiel heran. Und ein Künstler, der nicht spielen kann, soll sich in seinem Ernst begraben lassen.

Lissauer wacht

England träumt schwer . . . seine Wälder murren,
Der Himmel tönt,
Immer heller, immer schneller,
Horch, es brausen die Propeller.
England träumt . . .
England stöhnt.

(Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt)

Ernst Lissauer

Lissauer wacht sehr . . . seine Verse surren
Deutschland stöhnt,
Immer dichter, immer grauer
Horch, es sausen die Lissauer.
Lissauer wacht . . .
Deutschland stöhnt.

(Quellenangabe: B. Z. am Mittag)

H. W.

Erkenntnis

Ich habe Wein gegessen,
trunken fauchte mein Aug;
ich habe Sterne gemessen
und meine Seele war die Zahl.
Entschwang ich mich,
heller und dunkler mich mengend
in fernes Geseel toter Völker,
tobte ich melancholisch dahin
in engverschnürten Versen
oder freihingießend die Worte,
nicht war in Wein und Stern und Wort
die Lust zu groß.
Und weiser ist, wer gar nichts weiß,
und nur,
wie süß ein Frauenmund
der Zunge schmeckt.

Albert Ehrenstein

Expressionistische Architektur

Adolf Behne

Aus dem Sturmbuch VII: Adolf Behne: Zur neuen Kunst

Wer bei „Expressionismus" nur an bestimmte Farbenstimmungen denkt, wird nicht einsehen wollen, inwiefern auch eine Architektur expressionistisch sein kann. Stellt man sich aber auf den Standpunkt, daß alle künstlerischen Erregungen, die tiefer gehen, gerade in der Architektur als der strengsten und reinsten der bildenden Künste einen deutlichen Ausdruck finden müssen, wird man den Gedanken einer expressionistischen Architektur nur natürlich finden.

Wenn es wirklich eine expressionistische Architektur geben soll, so muß es auch eine impressionistische Architektur geben! Soll das im Ernst behauptet werden? Allerdings, nur muß man beim Klange des Wortes „Impressionismus" nicht gerade seine Definierung als Hellmalerei, Bewegungsdarstellung, Kunst des flüchtigen Augenblicks im Sinne haben und nun etwa von einer impressionistischen Architektur ein bewegliches Pendant zu Liebermanns Polospielern erwarten. Der Sinn des Impressionismus liegt, wie wir gesehen haben, viel tiefer. Er heißt: Unterordnung des künstlerischen Schaffens unter eine nicht im Wesen der Aufgabe liegende Vorstellung oder Idee. Und in diesem Sinne nenne ich zum Beispiel die Architektur der Riemerschmidschen Arbeiterhäuser in Hellerau impressionistisch. Ihre Gestaltung ist nicht einzig und allein aus den Gegebenheiten entwickelt, ihre Form ist nicht das organische Produkt der schlichten Tatsächlichkeiten, sondern es ist in ihre Erschaffung hineingemischt ein äußeres, fremdes Element, nennen wir es Rothenburg oder Alt-Nürnberg. Ihm tritt der expressionistische Architekt gegenüber. Dieser steigt in das Wesen seiner Aufgaben ganz tief und ganz gespannt hinab, noch ohne jede Vorstellung einer bestimmten Ordnung, einer bestimmten Formung. Ihm ergibt sich stets alles aufs neue vom Grund aus, er schafft ganz von innen. Notwendig ist ihm jede Form etwas Einmaliges, weil niemals bei einer neuen Aufgabe die genau gleichen Bedingungen wiederkehren können. — Er hält sich alles fern, was von außen als Formgesetz, als Einfluß, als Macht herantreten könnte. Da seine Häuser ganz von innen heraus werden, müßte eine solche Macht auf sie wirken wie auf eine wachsende Pflanze ein fremdes künstliches Licht.

Wenn es sich zum Beispiel um den Aufbau einer Fassade handelt, so sind die elementaren Kunstmittel: die Wand, als Vorderwand und sichtbare Dachfläche, und ihre Oeffnungen, Türen und Fenster. Dies sind die ersten, die selbstverständlichen, die natürlichen Elemente für das Aeußere eines Hauses, solange Bauen Bauen ist, sind die ganz sachlichen Grundlagen für den Aufbau einer Fassade. Alles andere, griechische Säulen, Frontispize, Barockkartuschen, Karyatiden, Türmchen, ist abgeleitet, ist herangeholt. (Dagegen sind Erker und Balkon an manchen Orten, zum Beispiel in Berlin, nahezu elementare Bedingungen, da sie von der Baupolizei erlaubt und also vom Bauunternehmer absolut gewünscht werden.) Geht nun ein Architekt beim Schaffen seiner Fassade von einem Ensemble griechischer Säulen aus, weil er sie „liebt", oder von der Idee einer Rokokodekoration oder einer toskanischen Villa, so gleicht sein Vorgehen prinzipiell dem des impressionistischen Malers. Beide ordnen sie das Leben der elementaren, der sachlichen und daher natürlichen Kräfte einer von außen genommenen Vorstellung unter, sei diese nun die Uebereinstimmung mit einem Eindruck der lebenden Wirklichkeit oder eine von vornherein gewünschte, ganz bestimmte architektonische Wirkung historischer oder sentimentaler Art! Ein solcher Architekt schafft, ob er eine Kirche oder einen Bahnhof oder ein Mietshaus baut, stets nur über anderem Grundriß s e i n e Architektur, s e i n e Formen, s e i n e Gliederungen, s e i n e n Rhythmus! Dem impressionistischen Architekten ist der „Eindruck", den das fertige Haus auf jeden Fall machen soll, das Prius! Ein typisches Beispiel ist Ludwig Hoffmanns Berliner Stadthaus. Es stand für den Baumeister von vornherein fest, eine Fassade im Stile der italienischen Palazzi zu geben. Nach dem gewählten „Charakter", der im architektonischen Schaffen durchaus die nämliche Rolle spielt wie ein Naturvorbild für den Maler, bestimmten sich die Maße der Fenster und ihre Anordnung — die nun für die Bureauräume, die im sachlichen Programm der Aufgabe lagen, viel zu klein und viel zu weit voneinander getrennt sind. Die enorme Breite der Pfeiler zwischen den einzelnen Fenstern war freilich absolut notwendig, wenn anders der Eindruck des „Palazzo" resultieren sollte.

Wie kann man ein solches Bauen, dem der fertige Außeneindruck das oberste Prinzip ist, das rückwärts alle die aus der Sache, aus den Grundlagen, aus dem faktischen Programm fließenden Kräfte unterbindet, besser als mit dem Schlagworte „impressionistisch" bezeichnen? Demgegenüber wählt ein Taut, ein Loos die Maße der Fenster so groß, wie es für ein helles, frohes und lichtes Zimmer zu wünschen ist, und schafft aus ihren Oeffnungen und der verbleibenden Wand sein Kunstwerk. Das Mit- und Gegeneinanderwirken dieser beiden ursprünglichen Elemente muß die Fassade „bilden". Nichts darf von außenher angebracht werden; auch der Schmuck, der natürlich nicht verpönt werden muß, hat sich von innen heraus zu ergeben.

Empfohlene Bücher

Die Schriftleitung behält sich Besprechung der hier genannten Bücher vor. Die Aufführung bedeutet bereits eine Empfehlung. Verleger erhalten hier nicht erwähnte Bücher zurück, falls Rückporto beigefügt wurde.

Paul Claudel

G o l d h a u p t / E i n T r a u e r s p i e l
in drei Teilen
Hellerauer Verlag 1915
Hellerau bei Dresden

Adolf Behne

Z u r n e u e n K u n s t
Verlag Der Sturm

August Stramm

E r w a c h e n
Verlag Der Sturm

Der Sturm
Ständige Ausstellungen
in Berlin und Genf

Berlin W Potsdamer Straße 134 a

Dreissigste Ausstellung
Oskar Kokoschka
Zeichnungen

Franz Marc
Gemälde / Neue Auswahl

Campendonk
Gemälde

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr

Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark
Monatlicher Wechsel

Genf: Geschlossen

Verlag Der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Halbmonatsschrift Der Sturm

Erscheint am ersten und fünfzehnten jedes Monats

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelheft 40 Pfennig / Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs Einzelheft 50 centimes / Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark / Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 20 Mark / Vierter Jahrgang 154—203: 6 Mark
Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Mappen und Alben / Verlag Der Sturm

Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark

Kandinsky 1901—1913 / Monographie mit sechzig ganzseitigen Abbildungen und Text von Kandinsky / 10 Mark

Bücher aus dem Verlag Der Sturm

Hermann Essig: Der Frauenmut / Lustspiel / Überteufel / Tragödie / Ihr stilles Glück —! / Drama / Ein Taubenschlag / Lustspiel aus dem Leben einer Dienstherrschaft / Napoleons Aufstieg / Tragödie / Jedes Werk 2 Mark

Paul Leppin: Daniel Jesus / Roman / 2 Mark
Paul Scheerbart: Glasarchitektur / in einhundertundelf Kapiteln / Zwei Mark / Luxusausgabe in zwanzig numerierten und signierten Exemplaren auf Van Gelder Bütten, Decke und Vorsatzpapier von Anna Scheerbart fünfundzwanzig Mark / Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Sturm-Bücher I: August Stramm: Sancta Susanna / 50 Pfennig / **II: August Stramm:** Rudimentär / 50 Pfennig / **III: Mynona:** Für Hunde und andere Menschen / 50 Pfennig / **IV: August Stramm:** Die Haidebraut / 50 Pfennig / **V: August Stramm:** Erwachen / **VI: Aage von Kohl:** Die Hängematte des Riugé / **VII: Adolf Behne:** Zur neuen Kunst / 50 Pfennig

Musik aus dem Verlag Der Sturm

Herwarth Walden: Dafnisilieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten / Nummer 1 einzeln: Er hört mit ihr den Gukguk schreyn / 50 Pfennig
Der Sturm / Heeresmarsch / Für Klavier / 50 Pfennig

Künstlerpostkarten / Verlag Der Sturm

Das Exemplar 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / **Umberto Boccioni: Abschied** / **Kandinsky:** Komposition 6
Franz Marc: Affenfries / Tierschicksale
Oskar Kokoschka: Utinam delectet
Robert Delaunay: La Tour
Karten von Macke / Münter / Marc Chagall (4) / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin / Gleizes / Archipenko / usw
Erschienen bisher 33 verschiedene Karten

Illustrierte Sturm-Austellungskataloge

Der Blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Je 50 Pfennig / Die Futuristen 60 Pfennig / Otakar Kubin / Marc Chagall / Kandinsky / je 50 Pfennig
Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / 2 Mark

Kunstdrucke aus dem Verlag Der Sturm

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Sonderdrucke der Menschenköpfe auf Japan- und Büttenpapier: 1 / Adolf Loos / 2 Herwarth Walden / 3 Karl Kraus / 4 Richard Dehmel / 5 Paul Scheerbart / 6 Yvette Guilbert / Das Exemplar 5 Mark

Gemälde / Aquarelle / Zeichnungen / Handdrucke / Plastiken

sind von folgenden Künstlern im Sturm ständig vorhanden:

Kandinsky / Franz Marc / Archipenko / Oskar Kokoschka / August Macke / Paul Klee / Carl Mense / Campendonk / Gabriele Münter / Jawlensky / Marianne von Werefkin / Albert Bloch / Hans Arp / Picasso / Albert Gleizes / Jean Metzinger / Marc Chagall / Fernand Leger / Jacoba van Heemskerck / Otakar Kubin / Emil Filla / Vincenc Benes / Otto Gutfreund / Boccioni / Severini / Carra / Russolo / Francis Picabia / Schmidt-Rottluff / Walter Helbig / Max Pechstein

Verein für Kunst

Leitung Herwarth Walden / Elftes Jahr / Jahresbeitrag 20 Mark / Rechte der Mitglieder: Freier Bezug der Zeitschrift der Sturm / Freier Besuch aller Sturmausstellungen / Jedes Jahr frei eine Sturmpublikation: 1913/14: Kokoschkamappe / Prospekt umsonst

Wegen Einladung zu den Autorenabenden wende man sich an den Verlag Der Sturm

---

Zeitschriften

La Cerba / Halbmonatsschrift / Florenz / Via Nazionale 25
Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Administration Prag I 5 Veleslavinova

---

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebung von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

---

Adolf Behne: Zur neuen Kunst Einführung in die Bestrebungen der Malerei der Gegenwart / 50 Pfennig / Sturmbuch VII / Soeben erschienen

Jacoba van Heemskerck: Stilleben / Boote / Landschaft / Handgedruckte Holzschnitte / aquarelliert / Auflage 5 Exemplare und je 10 Exemplare schwarz / Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Gemälde Gauguin zu verkaufen / Anfragen vermittelt Verlag Der Sturm, Berlin W 9

Poet-Lore Begründet 1890 / Eine Zweimonatsschrift, gewidmet der Dichtung und dem Drama der Gegenwart in allen Ländern / Probeheft gegen Einsendung von 6 Mark 50 Pfennig / Jahresbezug 21 Mark / Verlag Richard G. Badger / Boston / Mass / USA 194 Boylston Street

Umberto Boccioni: Pittura Scultura futuriste / Dinamismo plastico / 500 pagine / riproduzioni quadri e sculture / Edizioni futuriste di Poesia / Milano / Con ritratto dell'autore / Preis M 3,50 / Zu beziehen durch den Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Anna Scheerbart / Handgefertigte farbige Vorsatz- und Deckelpapiere für Büchereinbände / Muster im Sturm (Ausstellungskasse), wo auch Bestellungen entgegengenommen werden / Deckel- und Vorsatzpapier Format 42 × 35 Mark 4

Notiz

Während des Krieges erscheint „Der Sturm" nur einmal monnatlich als Doppelnummer. Die Februar-Doppelnummer erscheint am fünfzehnten Februar.

Verlag Der Sturm

Verantwortlich für den gesamten Inhalt und Verlag:
F. Harnisch / Berlin W 35
Druck Carl Hause / Berlin SO 26